





Ruby Meyer, 1989 im Münsterland geboren, hat internationale Fachjournalistik in Bremen und Malta studiert und lebt heute in Cremona in Italien. Neben dem Schreiben von romantischen und fantastischen Geschichten verbringt sie viel Zeit mit ihren gefiederten und pelzigen Gefährten auf dem Land. Sie reist für ihr Leben gerne durch andere Länder und Kulturen, wo an jeder Ecke neue Inspirationen auf sie warten.

R U B Y M E Y E R

A DIAMOND'S
crime

W I R F Ü R
I M M E R

A DIAMOND'S CRIME

Wir für immer

Copyright: Ruby Meyer, 2023, Deutschland

Bildmaterial: Shutterstock, Freepik, Rawpixel

Korrektorat: Michelle Giffels

Bestellung und Vertrieb: Nova MD GmbH, Vachendorf

ISBN: 978-3-98595-957-0

Druckerei Smilkov Print Ltd

Pokrovnishko shose

2700, Blagoevgrad

Alle Rechte vorbehalten.

Federherz Verlag

Süntelstraße 70

31848 Bad Münster

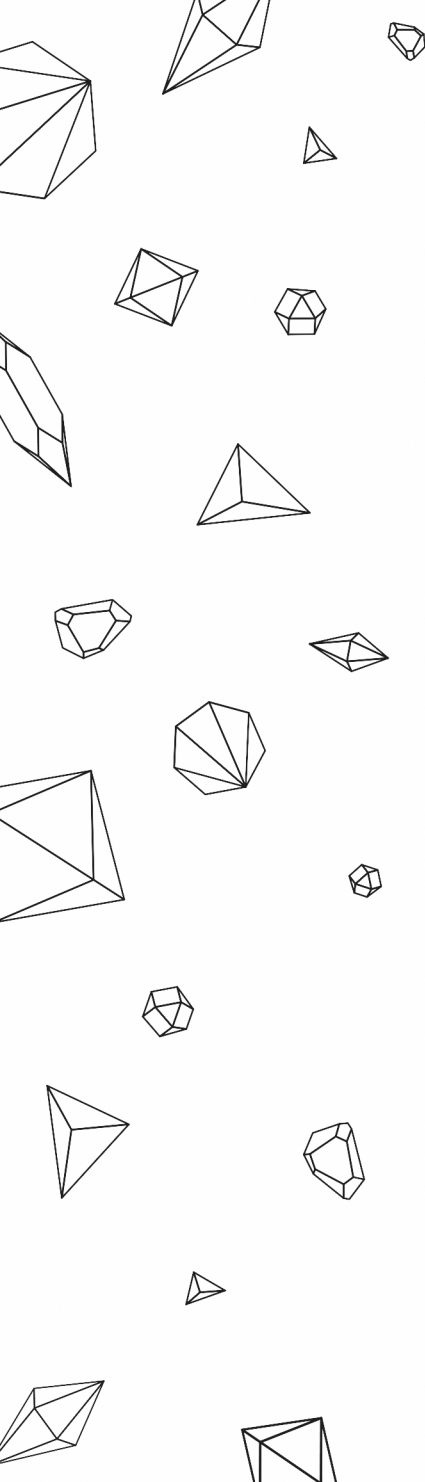
www.federherzshop.de

Instagram: [@federherz.verlag](https://www.instagram.com/federherz.verlag)

Triggerwarnung

*Liebe Leser:innen,
dieses Buch enthält Elemente, die potenziell triggern
können.*

*Eine konkrete Auflistung der Triggerthemen befindet sich
im Anhang des Buches. Achtung: Diese können unter
Umständen Spoiler für das gesamte Buch enthalten.
Ruby Meyer und das gesamte Federherz Team wünschen
 euch viel Lesevergnügen.*



Playlist

Don't Stop 'til You Get Enough – Michael Jackson

Diamonds – Rihanna

The Most Beautiful Girl in the World – Prince

Diamonds Are Forever – Shirley Bassey

Starlight – Muse

Vertigo – U2

Cold Heart – Elton John, Dua Lipa

Something In The Way You Move – Ellie Goulding

Love On Top – Beyoncé

I Knew You Were Waiting – George Michael, Aretha Franklin

Piece Of My Heart – Janis Joplin

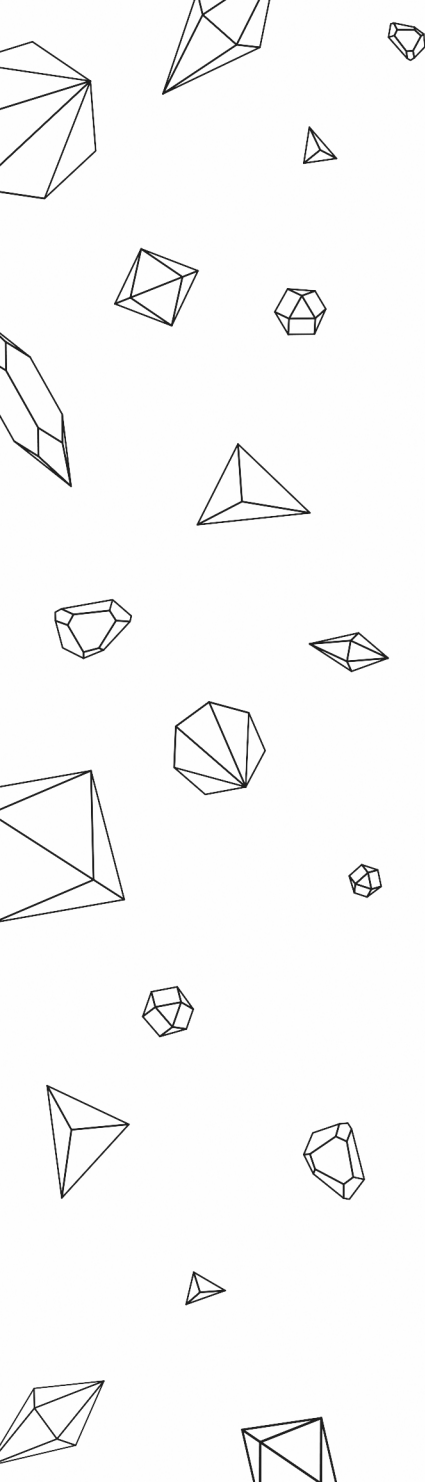
A Sky Full Of Stars – Coldplay

Feel So Close – Calvin Harris

We Own the Night – Sophie and the Giants

Never Going Home – Kungs

Don't Let Me Be Misunderstood – The Animals



Eins



Meine klobigen Boots geben mit jedem Schritt ein schmatzendes Geräusch von sich.

New Yorks wundersame weiße Traumlandschaft hat sich mit einsetzendem Regen über den Tag in eine rutschige und matschige Ebene verwandelt. Nur mühsam komme ich auf dem Bürgersteig voran.

Ich passiere einen älteren Herren, der auf der dreckigen Masse ins Rutschen gerät. Instinktiv packe ich seinen Oberarm und hindere ihn so vor dem Fall. Erschrocken blickt er mich an und schenkt mir ein dankbares Lächeln.

Zu Recht.

So was kann in seinem Alter mit bösen Knochenbrüchen enden. Sowieso frage ich mich, was ein schätzungsweise Achtzigjähriger um diese Uhrzeit auf der Straße zu suchen hat. Bisher haben meinen Weg nur eine Handvoll Leute gekreuzt. Die meisten davon betrunken.

Ich ziehe die Pilotenjacke enger um mich und schiebe meine braunen Ponyfransen zurück unter die dicke schwarze Wollmütze. Wären die Gehwege und Straßen unbeleuchtet, würde ich in meinem dunklen Outfit mit der anbrechenden Nacht verschmelzen.

Es ist nicht mehr weit. Höchstens noch vier Blocks.

Ich lasse meinen Blick über die roten Kachelsteinhäuser mit ihren Messingzäunen und Feuerleitern streifen. Was ich sehe, ist wunderschön. Heimelig, gemütlich und ruhig. Ich würde alles dafür geben, eines Tages in so einer privilegierten Gegend zu wohnen. Aber davon bin ich ungefähr so weit entfernt wie der Mond von der Sonne.

Noch!

Ich hoffe, diesem Schicksal nach der heutigen Nacht endgültig zu entkommen.

Selbst die Luft hier in Greenwich Village riecht besser. An jeder Ecke findet man ein kleines Restaurant oder eine Bäckerei, und der nächste grüne Park liegt nie weiter als sechs Häuserblocks entfernt.

Das Leben hier ist sorgenfrei. Ein Leben, das sich nur wohlhabende Leute leisten können. Es ist kein Geheimnis, dass sogar einige Schwerreiche dabei sind, die dem Dasein abseits der Upper East Side zugeneigt sind. Da, wo man sie nicht so leicht findet.

Für Pierre Poitier ist diese Rechnung nicht aufgegangen.

Denn ich habe ihn trotzdem gefunden.

Pierre ist ein Paradebeispiel für den *American Dream*. Er ist noch nicht mal ein Jahr in New York und hat sich bereits einen Namen als erfolgreicher Bankier gemacht.

Greenwich Village liegt eigentlich unter seiner Würde und auch weit unter seinen benötigten Sicherheitsstandards. Hier gibt es keine kameraüberwachte Lobby mit Sicherheitspersonal. Nein, hier gibt es bloß handtaschengroße Wachhunde und Alarmanlagen, die sich mit ein wenig Geschick überwinden lassen.

Das Treffen mit meinem Kontaktmann liegt jetzt

einen Monat zurück und hat mich die letzten beiden Monatsmieten gekostet. Er ist ein zuverlässiger Mann und hat mit seinen Informationen noch nie falschgelegen. Ich vertraue ihm.

Nur deswegen ziehe ich das hier heute durch. So eine Chance bekomme ich nie wieder.

Pierre Poitier und seine Frau sind dem kalten New York entflohen und befinden sich für ein verlängertes Wochenende in einem Luxus-Resort fernab der Zivilisation auf den Islas Secas. Bekannt als PrivatArchipel Panamas.

Genau einen Tag vor Weihnachten hat Pierre einen Werttransport nach Greenwich Village beauftragt. Drei schwarze Koffer wurden in sein Haus gebracht, welche laut meinem Informanten jetzt sicher in einem Safe schlummern und schon sehr bald seinen Besitzer wechseln werden.

Ich bleibe stehen und schaue an der Laterne neben mir empor. Ein braunes Straßenschild mit der Aufschrift Borrow Street ragt daraus hervor.

Hier ist es.

Das ist die Straße.

Mein Herz schlägt schneller, und trotz der dicken Handschuhe spüre ich meine feuchten Handflächen. Es ist noch nicht zu spät. Ich kann immer noch umkehren. Ich muss das hier nicht machen. Draußen in Queensbridge gibt es entschieden leichtere Ziele.

Unsinn!

Ich schließe die Augen und atme tief durch. Ich habe alles genauestens durchgeplant. Ich schaffe das. Außerdem habe ich alle Zeit der Welt. Der Inhalt der Koffer ist mehrere Hunderttausend Dollar wert. Sie sind meine einzige Aussicht auf eine bessere Zukunft.

Ich zwingen mich, einen Fuß vor den anderen zu set-

zen, und laufe die schwach beleuchtete Straße hinunter. Vor Hausnummer 71 bleibe ich stehen. Das Haus sieht genau wie die anderen aus. Nichts lässt darauf schließen, dass hier ein stinkreicher Bankier wohnt. Genau so, wie Pierre es geplant hatte.

Vor dem Gebäude liegt ein mit Schneematsch bedeckter Vorgarten, der von einem schwarzen Messingzaun eingefasst ist. Ein kleines Tor darin führt zu einer Steintreppe, die nach unten geht. Genau hier will ich hin.

Unauffällig sehe ich mich um. Die Straße liegt ruhig und verlassen vor mir. Nirgends brennt mehr Licht.

Hastig klettere ich über das Tor und eile die Stufen zum Kellergeschoss hinab. Wachsam spähe ich noch mal über die Treppenmauer auf die Straße hinaus. Mein Blick bleibt an einem Fenster am gegenüberliegenden Haus kleben. Für einen winzigen Moment habe ich mir eingebildet, dort eine Bewegung zu sehen. Ich verenge die Augen zu Schlitzern und verharre auf meiner Position. Mein Herz hämmert unbarmherzig in meiner Brust, und ich bin schon wieder versucht, abzuhaufen. Doch das ist keine Option. Ich werde das jetzt durchziehen.

Langsam wende ich den Blick vom Fenster ab und konzentriere mich auf die Tür vor mir. Eine schicke dunkle Holztür mit einem kleinen Rundfenster im oberen Bereich. Kein verstärktes Türblatt und auch kein erkennbares Sicherheitsschloss. Aber davon lasse ich mich nicht täuschen.

Ich behalte das kleine Fenster im Auge und bemerke schon nach wenigen Sekunden ein rot blinkendes Licht. Mein Kontaktmann hat mich vor der Alarmanlage gewarnt und mir einen Laden genannt, in dem ich allerdhand Werkzeug für mein Unterfangen besorgt habe.

Lautlos gehe ich in die Hocke und stelle meinen Rucksack auf den Boden. Durch das kleine Vordach über

der Treppe ist der Boden hier frei von Matsch. Ich ziehe den Reißverschluss auf und hole den Störsender heraus, der aussieht wie ein Walkie-Talkie mit sechs Antennen. Laut dem Ladenbesitzer Giacomo lässt sich damit das drahtlose Sicherheitssystem, mit dem ich es hier zu tun habe, problemlos unterbrechen.

Ich aktiviere das Gerät und beobachte die wild blinkenden Lämpchen. Erst wenn sie auf Grün springen, habe ich die Frequenz erfolgreich unterbrochen und kann mich ungestört an dem Türschloss zu schaffen machen.

Als die gewünschte Farbe aufleuchtet, atme ich erleichtert aus. Behutsam stelle ich das Gerät zur Seite und tausche meine dicken Winterhandschuhe gegen Latexhandschuhe.

Geschickt schiebe ich den vorgeformten Draht durch die Türkante und bewege ihn nach oben und wieder nach unten. So lange, bis die Tür aufspringt. Der Alarm bleibt stumm.

Ich breche nicht zum ersten Mal eine Tür auf. Das ist die traurige Wahrheit. Heute besteht der einzige Unterschied darin, dass ich mich in einem gehobenen Viertel wie Greenwich Village herumtreibe und nicht wie üblich in der Gegend rund um Queens. Die einzige Premiere heute ist die Alarmanlage, die ich erfolgreich gemeistert habe.

Ich schnappe mir mein Zeug und verschwinde im Haus. Obwohl es stockdunkel ist, wage ich es nicht, das Deckenlicht einzuschalten. Ich befinde mich in einem langen Flur mit Parkettboden, an dessen Ende eine Treppe aus dunklem Holz nach oben führt. Aus Gewohnheit tippe ich darauf, dass sich der Wohnraum, die Schlafzimmern und vermutlich auch das Arbeitszimmer ein Stockwerk höher befinden.

Ich krame in der Seitentasche meines Rucksacks herum und ziehe eine Taschenlampe hervor, die ich auf der niedrigsten Stufe einschalte. Ein schwacher Lichtkegel weist mir den Weg. Mit äußerster Vorsicht nähere ich mich der ersten von zwei Türen und lege die Hand auf die silberne Klinke. Sacht drücke ich sie herunter und schwenke meine Lampe in den dahinter liegenden Raum.

In der Mitte steht ein unbezogenes Boxspringbett und in der Ecke ein klobiger Schrank. Ein Dutzend ungeöffnete Kartons stehen sauber aufgestapelt zu zwei Reihen neben der Tür. Ich gehe davon aus, dass es das Gästezimmer der Poitiers ist.

Weiter geht's.

Ich besehe mir den zweiten Raum, in dem es nach Chlor und Seifenresten riecht. Das kleine Gästebad ist mit weißen Kacheln gefliest und macht dank der goldenen Armaturen einen edlen Eindruck.

Vermutlich ist es nichts im Vergleich zu Pierres Hauptbadezimmer, aber für mich ist es eins der pompösesten Bäder, die ich jemals zu Gesicht bekommen habe.

So viel zum Untergeschoss.

Zeit, sich mal oben umzusehen.

Ich bewege mich behutsam weiter, als rechts von mir plötzlich etwas aufblitzt. Erschrocken wirble ich herum und richte meine Taschenlampe auf genau die Stelle, an der das Licht aufgetaucht ist.

Mir entfährt ein spitzer Schrei und meine Lampe fällt polternd zu Boden. Nahezu im gleichen Moment fange ich an zu kichern. Ich habe mich soeben erfolgreich vor mir selbst erschrocken.

Großartig.

Was ich gesehen habe, war die Reflexion meiner eigenen Taschenlampe. Und die Person mit den weit aufgerissenen braunen Augen, das bin *ich* gewesen.

Kopfschüttelnd gehe ich in die Hocke und hebe meine Leuchte auf. Zielsicher richte ich sie auf den ovalen Spiegel und betrachte mich.

Heute Nacht bin ich in Schwarz gekleidet. Klobige Boots, eine eng anliegende Stretchjeans und meine dicke Pilotenjacke. Darunter trage ich einen Rollkragenpullover, in den ich meine langen Haare gestopft habe. Dasselbe Outfit trage ich auf jeder meiner Diebestouren.

Ich reiße mich von dem Anblick los und schleiche den Aufgang hinauf. Es ist eine alte Treppe. Bei jedem meiner Schritte knarzt das Holz gefährlich laut. Ich frage mich, wie es den Dieben ergeht, die sich nachts in die Gebäude schleichen, während die Besitzer in ihren Betten schlafen. Ich selbst würde das nie zustande bringen. Dank meinem Informanten steige ich nur in leere Häuser und Wohnungen ein, in denen garantiert keine bösen Überraschungen auf mich warten.

Durch eine quietschende Tür gelange ich ins Erdgeschoss, wo ich mich von den Fenstern fernhalte. Mir kommt wieder das Haus auf der gegenüberliegenden Straßenseite in den Sinn. Das war ganz klar eine Einbildung, aber trotzdem will ich nicht, dass man die Taschenlampe von der Straße aus sieht.

Ich befinde mich in einem offenen Wohnraum, der garantiert von einer Innenarchitektin ausgestattet wurde. So was würde in jedem New Yorker Wohnmagazin eine gute Figur machen. Edle Teppiche, weiße Polstermöbel, dunkle Kirschholzmöbel, bunte Gemälde und ausgefallene Kunstgebilde, so weit das Auge reicht. Eine weiße Hochglanzküche mit einer Kochinsel rundet das perfekte Bild ab.

Hier gibt es einiges zu holen. Mehr als die drei Koffer, auf die ich es abgesehen habe. Sofort verwerfe ich den

Gedanken wieder. Ich will mein Glück heute nicht herausfordern.

Vorsichtig schleiche ich weiter. Es ist unwahrscheinlich, dass der Safe sich hier im Wohnraum befindet, aber ich gehe lieber auf Nummer sicher. Sorgsam schiebe ich jedes Gemälde zur Seite und untersuche die Wand darunter. Doch alle Versuche schlagen fehl.

Ich luge um die Ecke auf den Hausflur, in dem eine Treppe in das erste und letzte Obergeschoss führt. Aber dort will ich nicht hin. Denn ich habe es auf einen ganz bestimmten Raum abgesehen. Und dieser liegt direkt vor mir am Ende des kleinen Flures.

Zumindest vermute ich das.

Automatisch beschleunigt sich mein Herzschlag. Genau dort vermute ich das Arbeitszimmer von Pierre. Mit großer Wahrscheinlichkeit befindet sich hier der Safe, nach dem ich suche. So leise wie möglich nähere ich mich der Tür. Als hätte ich Angst, der Hauseigentümer höchstpersönlich würde mich dort erwarten. Was totaler Quatsch ist. Hier ist niemand. Ich bin alleine.

Meine Hand, die feucht an den Latexhandschuhen klebt, schlingt sich um den runden Türknauf. Lautlos gleitet die Tür auf und ich schlüpfe in den Raum hinein. Ein triumphierendes Lächeln legt sich auf mein Gesicht.

Das berühmte Arbeitszimmer von Pierre Poitier.

Im Gegensatz zum Rest des Hauses riecht es hier staubig und abgestanden. Schuld daran sind vermutlich die antiken Bücher, die sich zu Hunderten in dem großen Regal am Ende des Raums tummeln.

Das Zimmer ist riesig und die Möbel haben ohne Zweifel ein kleines Vermögen gekostet. Man merkt jedem einzelnen Objekt an, dass es sorgfältig ausgesucht wurde und von feinsten Qualität ist. Neben dem kunstvoll gearbeiteten Schreibtisch gibt es eine großzügige Lounge mit

Chesterfield-Ledergarnituren und einem Bartisch aus Glas, auf dem erlesene Liköre und Whiskeys stehen. Gleich daneben liegt eine Packung mit kubanischen Zigarren, die ich in meiner Pilotenjacke verschwinden lasse.

Vor dem bodentiefen Fenster hängen schwere Vorhänge, die farblich auf die dunklen Tapetenbahnen abgestimmt sind. Ich fühle mich in eine andere Zeit zurückversetzt. Das hier ist England im achtzehnten Jahrhundert, der Stil der Regency.

Ich weiß nicht, warum, aber ich habe auf einmal ein ungutes Bauchgefühl. Angespannt sehe ich auf meine Armbanduhr. Gefühlt bin ich schon viel zu lange in diesem schicken Stadthäuschen in Greenwich Village. Ich will schleunigst diese verdammten Koffer finden, und dann nichts wie weg von hier.

Bei meiner Suche gehe ich systematisch vor. Von hinten nach vorne, von rechts nach links. Dabei lasse ich nichts aus. Selbst den schweren Teppich hebe ich an und klopfe die Bodenbretter ab. Wie schon im Wohnraum kontrolliere ich die Wand hinter jedem einzelnen Gemälde. Nichts.

Mist!

Ist es möglich, dass der Safe woanders ist?

Es fehlt nur eine letzte Ecke, ehe ich das gesamte Arbeitszimmer komplett abgesucht habe. Und je näher ich dieser komme, desto mieser wird mein Gefühl. Selbst meine Nackenhaare stellen sich auf.

Unwillkürlich drehe ich mich um und leuchte in den Raum hinein, der wie ein stummer Beobachter vor mir liegt.

Ok, jetzt habe ich den Verstand verloren.

Ich konzentriere mich wieder auf die Stelle vor mir. Dort steht eine mannshohe Palme in einem großen runden Pflanzenkübel. Ohne allzu viel Hoffnung gehe

ich auf die Knie und krieche auf die Zimmerpflanze zu. Es kostet mich enorme Kraft, das Ungetüm zur Seite zu rücken.

Ich traue meinen Augen nicht. Ganz unspektakulär ist ein Safe in die Wand eingefasst. *Herrgott, Pierre!* Kannst du denn wirklich so dumm sein? Es gibt Hunderte von Möglichkeiten für einen Safe, und du wählst ausgerechnet die Ecke hinter einer Zimmerpflanze?

Belustigt schnaufe ich und hole mein Werkzeug aus dem Rucksack. Von vier Versuchen in der Vergangenheit ist es mir ein einziges Mal gelungen, einen Safe zu knacken. Ich bete zu Gott, dass es mir auch heute gelingt. Mich trennt nur noch eine Schicht hartes Metall von meinem Wohlstand.

Zuerst will ich es mit dem Stethoskop versuchen. Der lautlosen Variante. Erst wenn das nicht klappt, werde ich zu härteren Mitteln greifen. Ich stecke mir die Ohroliven in die Ohren und lege das Bruststück an die Safetür.

Sie gibt nach.

Sofort verkrampfe ich mich und greife nach dem Hebel. Ohne Probleme lässt sich der Kassenschrank öffnen und offenbart mir ein grauenhaftes Bild.

Der Safe ist leer.

Fassungslos plumpse ich auf meinen Hintern und reiße mir das Stethoskop vom Kopf.

Wie kann das sein? Wo in Gottes Namen sind die Koffer?

Ungläubig taste ich den Innenraum ab und untersuche die Rückseite auf einen Hohlraum. Es gibt jetzt zwei Möglichkeiten. Entweder der Safe ist nicht in Gebrauch oder jemand anderes hat sich hier bereits zu schaffen gemacht. Spielt mein Kontaktmann womöglich ein falsches Spiel mit mir? Gibt es einen zweiten Gegen-

spieler? Oder sind die Koffer woanders? Vielleicht an einem weniger offensichtlichen Ort?

All diese Gedanken kreisen mir durch den Kopf, als ich plötzlich ein Rascheln hinter mir vernehme. Zum Umdrehen bleibt mir keine Zeit mehr. Eine Hand legt sich über meinen Mund und ein Arm schlingt sich um meine Taille. Ich werde auf die Beine gezogen.

Mein Herz poltert los und ich zucke wie ein verdammter Seeotter. Aber der Griff ist erbarmungslos. Ich komme nicht los. Habe keine Chance. Die Theorie, dass mein Kontaktmann mich betrogen hat, nimmt im wahrsten Sinne des Wortes Gestalt an. Ich unternehme einen weiteren Versuch, mich loszureißen, und werde brutal geschüttelt.

»Beruhig dich!«, raunt mir eine tiefe Stimme ins Ohr.

Ich leiste Folge und erstarre. Blut und pure Angst rauschen durch meine Adern. Wer zum Henker ist das? Was wird er jetzt mit mir machen? Mein Blick fällt auf meinen geöffneten Rucksack, und sofort kommt mir das Pfefferspray in den Sinn, das ich sicherheitshalber eingepackt habe. Beim nächsten Mal würde ich es am Körper tragen. Und ein Messer gleich dazu. Ich habe es bis zu diesem Moment nicht für möglich gehalten, in so eine Situation zu geraten.

Der Griff lässt merklich nach. Offenbar glaubt mein Bezwinger, dass ich ihm wirklich gehorche.

Wie naiv von ihm.

Ich hole aus und ramme ihm mit voller Wucht meinen Hinterkopf ins Gesicht. Sofort gibt er mich frei und stöhnt auf. Der hat gegessen! Ich stürze zu meinem Rucksack und schütte den gesamten Inhalt auf den Boden. Das Spray ist in greifbarer Nähe, aber mein Gegner zieht mich wieder auf die Beine. Und diesmal ist er weitaus weniger verständnisvoll.

Ein Klicken ertönt und eiskaltes Metall trifft auf meine Schläfe. Wimmernd presse ich die Augen zusammen. Um Gottes willen. Was hat er vor?

»Noch so ein Ding und du wirst es bereuen«, zischt der Typ und verstärkt den Druck seiner Pistole. Ich spüre seinen warmen Atem dicht an meiner Wange, und seine nächsten Worte grollen durch meinen Körper. »Haben wir uns verstanden?!«

Ich nicke hastig und habe Mühe, mich auf meinen zitternden Beinen zu halten. Es dauert nur den Bruchteil einer Sekunde und der kalte Waffenlauf löst sich von meinem Gesicht. Aber Zeit zum Denken bleibt mir nicht, denn ich werde herumgewirbelt. Direkt an die Brust von diesem Scheißkerl.

Ich bin gezwungen, ihn anzusehen.

Es herrscht vollkommene Stille, während wir uns gegenseitig mustern und er meine Hände fest umschlossen hält.

Ich frage mich, was seine dunklen Augen in mir sehen. Vermutlich bloß eine naive junge Frau. Ich sollte noch immer Angst vor ihm haben. Aber die Art, wie er mich jetzt ansieht, fasziniert mich so sehr, dass meine Furcht langsam in den Hintergrund rückt.

Er hat hohe Wangenknochen und scharfkantige Gesichtszüge. Ich würde lügen, wenn ich sage, dass er nicht wahnsinnig attraktiv ist. Besonders die Art, wie er seine Augenbrauen skeptisch zusammenzieht, und seine Haare, die ihm in die Stirn hängen, lassen mein Herz stolpern.

Erst als meine Augen an seinen Lippen hängen bleiben, gibt er mich frei.

»Ich weiß nicht, wer du bist oder was du hier machst, aber ich rate dir, mir nicht in die Quere zu kommen«,

warnt er mich. Ohne ein weiteres Wort dreht er sich um und verlässt den Raum.

»Hey!«, rufe ich ihm hinterher, bekomme aber keine Antwort. So schnell ich kann, greife ich nach meiner Taschenlampe, packe meinen Rucksack zusammen und rücke die Zimmerpflanze wieder an Ort und Stelle. Dann folge ich meinem Kontrahenten.

Ich habe Glück. Er ist noch immer im Haus. Ich finde ihn in der Küche, wo er sich an drei Koffern zu schaffen macht. An meinen Koffern!

Fein säuberlich liegen sie nebeneinander aufgereiht auf der Kücheninsel. Das hochwertige Leder glänzt im Schein der Taschenlampe, die leicht erhöht auf einer schwarzen Sporttasche positioniert ist. Ohne nachzudenken, trete ich neben ihn und reiße den erstbesten Koffer an mich.

Böser Fehler.

In seinen Augen blitzt es und ein Sturm zieht herauf.

»Du lässt schön die Finger davon«, warnt er mich und zerrt schmerzhaft an meinem Handgelenk. Ich zische auf, und sofort wird sein Griff sanfter.

Sehe ich da Bedauern in seinen Augen? Wohl kaum.

»Ich habe dich gewarnt. Glaub mir, ich will dir nichts Böses, aber wenn du mir keine Wahl lässt, dann wird das hier für dich übel enden. Hast du das jetzt endlich kapiert?«

Als ich nicht reagiere, wiederholt er seine Frage.

Schließlich nicke ich und bleibe unschlüssig neben der Kücheninsel stehen. Der Druck seiner Waffe hat sich äußerst lebhaft in mein Gedächtnis gebrannt. Trotzdem habe ich keine Wahl. Auf keinen Fall lasse ich ihn mit den Koffern entkommen. Meine Zukunft hängt davon ab. Außerdem kann er mich nicht mitten in New York in einem Stadtteil wie Greenwich Village abknallen.

»Wie heißt du?«, frage ich mit allem Mut, den ich aufbringen kann.

Aber *Mister Unbekannt* lacht nur spöttisch. »Netter Versuch.«

»Ich bin Robin.«

Ich habe keine Ahnung, wieso ich das mache. Wieso ich ihm meine wahre Identität verrate. Ich schätze, ich versuche, eine Art Vertrauensbasis zwischen uns zu schaffen. Aber dafür hätte ein Fakename gereicht.

So, wie er mich anschaut, versteht er es auch nicht. Doch ich bezweifle, dass für ihn das Gleiche auf dem Spiel steht wie für mich. Seine Erscheinung wirkt dafür zu akkurat. Seine Turnschuhe sehen so aus, als kämen sie gerade nigelnagelneu aus dem Verkaufsraum, und seine Lederjacke, unter der er einen cremefarbenen Rollkragenpullover trägt, riecht noch nach frischem Leder.

Genervt wendet er den Blick ab und fummelt an dem Koffer herum, den er mir eben entrissen hat. Offenbar will er sich erst von dem Inhalt überzeugen, bevor er abhaut.

Ich knabbere auf meiner Unterlippe herum und beobachte wie gebannt jeden seiner Handgriffe. Er hat geschickte Finger. Flink und geübt. Das macht er nicht zum ersten Mal.

Seinen Seitenblick ignoriere ich gekonnt.

Hoch konzentriert schiebt er eine dünne Metallscheibe unter das Schloss und macht sich an den Zahlenrädern zu schaffen. Es macht Klick, und der erste Koffer springt auf. Und darin befindet sich genau das, von dem mein Informant gesprochen hatte. Eine Goldmünzensammlung. Mehrere Hunderttausend Dollar wert.

Wie automatisch fasse ich nach einer der Münzen, und wieder packt er mein Handgelenk.

»Ok, jetzt reicht es!«

Wütend führt er mich um die Insel herum und bugsiert mich auf einen der Barhocker. Seine Augen funkeln dabei vor Zorn. Trotzdem verspüre ich keinerlei Angst, was an Wahnsinn grenzt.

»Du bleibst jetzt hier sitzen, bis ich fertig bin. Und du sagst kein Wort. Mich interessiert weder, wie du heißt, noch, wo du herkommst! *Kapiert?*«

Ja, das habe ich kapiert. Aber ganz so einfach ist es nicht.

Trotzig recke ich das Kinn vor und entreiße ihm mein Handgelenk. »Schon verstanden! Du warst vor mir da«, fauche ich. »Aber ich werde mich nicht so einfach geschlagen geben. Ein Teil davon gehört mir!«

Ungläubig hebt er eine Augenbraue und starrt mich an. Damit hat er sicher nicht gerechnet. Und ich irgendwie auch nicht. Er ist – was? – eins neunzig groß und neunzig Kilo schwer? Wenn er es darauf anlegt, habe ich nicht die geringste Chance gegen ihn. Mal abgesehen davon, dass er einen Meinungsverstärker dabei hat, eine verdammte Knarre.

»*Ohhh nein*. Das kannst du gleich wieder vergessen. Nicht eine einzige Münze wirst du bekommen.«

Das werden wir ja noch sehen!

Ohne weiter auf mich einzugehen, knackt er die anderen beiden Koffer und verfrachtet jedes einzelne Goldstück in einen eigenen Samtbeutel. Danach klemmt er sich die Taschenlampe zwischen die Lippen, greift nach der schwarzen Sporttasche und lässt die Beute darin verschwinden.

Ich muss mich beeilen. Langsam läuft mir die Zeit davon. Ich muss ihn davon überzeugen, mir wenigstens eine Münze zu lassen. Allein die wäre schon 35.000 Dollar wert. Genug, um meine rückständigen Mieten zu

zahlen und mir eine neue Bleibe irgendwo im hübscheren Stadtteil Brooklyn zu suchen.

»Na schön! Du kannst alles behalten. Alles, bis auf die Münze mit der Eisenbahn hinten drauf.«

Jetzt lacht er laut los.

»Das kannst du mir unmöglich abschlagen!«, beharre ich. »Was macht eine lausige Münze weniger schon für einen Unterschied? Du hast mit den anderen mehr als genug.«

Sein Lachen verstummt. »Das macht einen gewaltigen Unterschied. Schon mal was von Sammlerwert gehört? Die Dinger sind nur zusammen was wert.«

Frustriert seufze ich. Es ist zwecklos. Dieser Scheißkerl wird mir nicht eine einzige Münze überlassen! Ich rutsche von meinem Hocker und umrunde die Insel.

»Hat dir Sam davon erzählt?«, schießt es aus mir heraus. Jetzt hat mich die Wut gepackt. Die Wut darüber, wieder in mein verschissenes Loch in Queensbridge zurückzumüssen. Wut darüber, dass ich soeben meine Chance auf ein besseres Leben verspielt habe.

»Wer?«

»Sam«, wiederhole ich. »Ist dein beschissener Kontaktmann Sam?«

»Ich hab keinen blassen Schimmer, wer das ist, und es ist mir auch scheißegal«, sagt er grantig und zieht den Reißverschluss seiner Sporttasche zu.

Energisch und endgültig.

Ohne mich oder die leeren Koffer eines weiteren Blickes zu würdigen, marschiert er auf die Eingangstür zu. Spinnt der? Was hat er vor? Er wird doch nicht etwa ...

Oh doch, das wird er.

Als wäre er der Hausbesitzer höchstpersönlich, spaziert er einfach aus der Tür hinaus. Die schwarze Sporttasche baumelt dabei lässig von seiner Schulter. Binnen

weniger Minuten ist er nur noch als schemenhafter Umriss auf der dunklen Straße zu erkennen.

Unschlüssig stehe ich auf der Stelle und fixiere die menschenleere Straße. Kalter Wind bläst mir ins Gesicht. Die Haustür steht sperrangelweit offen. Zeit, von hier zu verschwinden.

Ich mache es wie der Dreckskerl und flaniere so unauffällig wie möglich aus dem Haus heraus. Automatisch fällt mein Blick wieder auf das Gebäude auf der gegenüberliegenden Seite.

Mir stockt der Atem.

Da oben steht jemand am Fenster und schaut geradewegs in meine Richtung. Es ist zu dunkel, um Genaueres zu erkennen.

Verfluchte Scheiße!

Das muss ein Scherz sein. Ein gottverdammter Scherz.

Ich verliere keine Zeit und sprinte los. Renne, was das Zeug hält. Den Nachtbus an der Ecke Houston Street kann ich heute so was von vergessen. Viel zu nah am Geschehen. Ich muss es mindestens bis zur Brooklyn Bridge schaffen oder mir ein Taxi beschaffen, was mit zweieinhalb Dollar in der Tasche ein Ding der Unmöglichkeit ist.

Ich bekomme schon nach wenigen Metern Seitenstechen. Kein Wunder bei meiner Atmung, die vor Schock völlig außer Kontrolle ist. Ich kann die Sirenen der Cops schon förmlich hören. Als ich um die Ecke biege, pralle ich mit einem riesigen Kerl zusammen. Er ist mindestens eins neunzig groß und trägt eine schwarze Lederjacke.

Moment mal ...

»Du willst mich doch wohl verarschen?«, faucht er mich an. Und diesmal habe ich wirklich Angst, er könnte mir etwas antun.

»Das ist alles nur deine Schuld«, brülle ich ihn an.

»Wenn du anstelle der verfluchten Haustür den Seitenausgang genommen hättest, wäre das alles gar nicht erst passiert.«

Sein Blick verändert sich. Wirkt plötzlich hoch konzentriert.

»Robin«, benutzt er tatsächlich meinen Namen, »was ist passiert?«

Jetzt ist er es, der eine Vertrauensbasis schaffen will. Schaffen muss. Und er hat Glück. Es funktioniert. Beim Klang meines Mädchennamens beruhige ich mich ein klein wenig. »Jemand hat mich gesehen. Im Haus auf der gegenüberliegenden Straßenseite«, presse ich hervor.

»Bist du dir ganz sicher?«

»Hundertprozentig sicher.«

Er atmet tief ein und schließt für einen Moment die Augen. Offenbar muss er sich nach meiner Schocknachricht erst mal sammeln. Viel Zeit haben wir allerdings nicht. Als er sie wieder aufschlägt, lese ich darin pure Entschlossenheit. Er wird sich heute Nacht ganz sicher nicht schnappen lassen.

Und ich habe das auch nicht vor.

Entweder nimmt er mich mit oder er geht mir aus dem verdammten Weg.

»Komm!«, sagt er zu meiner Erleichterung.

Ich bin mir ziemlich sicher, dass er das nicht um meinetwillen tut, sondern nur, weil ich für ihn ein Sicherheitsrisiko darstelle. Wenn man mich schnappt, ist es bis zu ihm nicht mehr weit.

Wir rennen los. Die Straße runter, um die nächste Ecke, und das gleiche Spiel noch mal. Er ist schneller als ich, sieht sich dennoch immer wieder nach mir um und wartet auf mich. »Es ist nicht mehr weit.«

»Bis wohin?«, schnaufe ich und kneife die Augen zusammen. Das Seitenstechen ist wieder da.

»Bis zu meinem Fahrer.«

»Du hast einen Fahrer?«, bringe ich hervor und bleibe stehen. Ich brauche eine kurze Verschnaufpause. Meine Lungen brennen von der eiskalten Nachtluft.

Einsichtig hält er inne und kommt zurück.

»Ja, das habe ich«, bestätigt er, »aber wir dürfen jetzt nicht schlappmachen. Es sind noch drei Häuserblocks von hier.«

Nickend setze ich mich in Bewegung. Ich muss mich zusammenreißen. *Scheiße!* Montag würde ich wieder mit dem verdammt Joggen anfangen. Wir können von Glück reden, dass wir auf der gesamten Strecke nur einer Straßenkatze begegnen, die uns kreischend aus dem Weg springt. Ansonsten treibt sich keine Menschenseele hier draußen herum.

Mein Komplize bleibt stehen und macht ein eigenartiges Handzeichen. Dabei hebt er eine geöffnete Hand in die Höhe, legt den Daumen in die Handfläche und schließt die vier übrigen Finger darüber. Ich vermute, das ist so eine Art Codewort. Code red oder so was. Wenn wir nicht so tief in der Scheiße stecken würden, würde ich jetzt darüber lachen. Stattdessen schaue ich aufmerksam in die Richtung, in die er seine Pantomime wiederholt.

Das Brummen eines Motors ertönt und grelles Scheinwerferlicht erhellt plötzlich die verlassene Straße. In gemächlichem Tempo rollt ein schwarzer Landrover mit verdunkelten Scheiben auf uns zu.

Mein Aufpasser bedeutet mir stumm, ihm zu dem Auto zu folgen. Und genau das tue ich. Zu meiner Überraschung hält er mir sogar die Hintertür auf, und ich rutsche hastig auf der Rückbank durch, damit er ebenfalls einsteigen kann.

Ehe die Tür in die Ankerung fällt, fahren wir los.

Während mein namenloser Sitznachbar die Sporttasche im Fußraum verstaut, inspiziere ich die Inneneinrichtung des geräumigen Wagens. Alles vom Feinsten. Edle Lederarmaturen, silberne Handgriffe und blau leuchtende Elektronik. Zwischen mir und dem Vordersitz ist so viel Platz, dass ich meine Beine der Länge nach ausstrecken kann. Beiläufig schaue ich aus den verdunkelten quadratischen Scheiben und lausche den leisen Klängen des Radios.

Wir verlassen jetzt die Wohngegend rund um Greenwich Village und begeben uns auf den Hudson River Greenway. Der Fahrer gibt von nun an Vollgas, und New Yorks Skyline rauscht als buntes Lichtermeer an uns vorbei.

Erschöpft lehne ich mich zurück. Das Adrenalin hat alle Energiereserven aus meinem Körper gesaugt. Ich frage mich, was ohne meinen mysteriösen Widersacher passiert wäre. Wenn ich den Kellerausgang genommen hätte. Hätten sie mich trotzdem gesehen? Wäre mir überhaupt eine Flucht gelungen? Vielleicht habe ich Glück im Unglück, jetzt hier auf der Rückbank von einem Dieb und seinem Chauffeur zu sitzen. Ich weiß es nicht.

Unauffällig richte ich meinen Blick auf den Fahrerspiegel. Immer wenn ein Auto hinter uns auftaucht und für einen kurzen Moment die Fahrerkabine erleuchtet, blitzt darin ein Paar Augen auf. Freundliche Augen. Die genau in meine Richtung schauen.

Seit unserer Abfahrt wurde noch kein Wort gesprochen, und ich frage mich, wann es so weit ist. Aber ich werde enttäuscht. Die beiden sind so schweigsam wie ein Grab. Irgendwann halte ich es nicht mehr aus. »Wo fahren wir hin?«, frage ich und werfe meinem Sitznachbarn einen kurzen Blick zu. Er wirkt angespannt.

Doch es ist sein Fahrer, der das Wort übernimmt.

»Den Hudson River runter. So lange, bis Aiden uns sagt, wo er gedenkt hinzufahren.«

Aiden also.

Verwirrt geht mein Blick zwischen den beiden Männern hin und her. Langsam werde ich unruhig. Das sind mir zu wenig Informationen. Viel zu wenig. Ich will genau wissen, wo wir hinfahren. Was wir dort machen. Und wie ich wieder nach Hause komme. Mir wird bewusst, dass Aiden ein Gesetzesbrecher ist. Selbst wenn er nicht so aussieht, spricht die Pistole in seiner Jacke Bände.

Ja, zugegeben, ich bin auch nicht unbefleckt. Aber ich mache das schließlich nicht zum Spaß, sondern zum Überleben. Bis heute war ich nichts weiter als eine Kleinkriminelle, die sich das erste Mal hinaus ins Haifischbecken getraut hat. Aiden hingegen sieht nicht so aus, als ob er das nötig hätte. Er ist definitiv ein fatter Haifisch.

»Glaubst du nicht, dass wir aus der Gefahrenzone raus sind?«, wende ich mich direkt an ihn. »Können wir bitte kurz irgendwo anhalten?« Trotz der Geräumigkeit habe ich das Gefühl, dass die Wände immer näher rücken. Mich erdrücken. Ich brauche dringend frische Luft.

»Sie hat recht«, mischt sich der Chauffeur endlich ein.

Danke schön!

Seine Stimme klingt vertrauenswürdig und verrät mir, dass er nicht mehr der Jüngste ist. »Wir sind kurz vor der George Washington Bridge, rund zehn Meilen von Greenwich Village entfernt. Das sollte reichen.«

Es ist offensichtlich, dass Aiden mit sich hadert. Ich frage mich, ob in der Vergangenheit irgendwas passiert ist. Macht er sich etwa immer noch Sorgen, dass man uns schnappen könnte? Das ist doch lächerlich. Wir haben

schließlich keine Bank überfallen, und es werden garantiert keine Phantombilder von uns aushängen.

Das hoffe ich jedenfalls.

Aiden atmet schwer aus. »Also gut. Es sieht wirklich nicht danach aus, als ob uns jemand auf der Spur ist.«

Na also.

Nachdenklich und gleichzeitig verächtlich mustert er mich, während der Fahrer nach einem Platz zum Anhalten Ausschau hält. »Bitte sag mir nicht, dass du aus Greenwich Village kommst. Denn dann muss ich dich leider enttäuschen, wir werden ganz sicher nicht dorthin zurückfahren. Dann kannst du gleich hierbleiben.«

Ich schnaufe genervt. Denkt er, ich wäre so blöd, mich da jetzt blicken zu lassen? Und außerdem, was soll das Ganze überhaupt? Erst nimmt er mich mit, und jetzt spielt er mit dem Gedanken, mich hier einfach wieder abzusetzen, weil die Alternative ihm nicht gefällt? Mein Glück, dass ich in Queens wohne und mir dieses Schicksal damit hoffentlich erspart bleibt. Wer hätte gedacht, dass sich das irgendwann als günstiger Umstand herausstellt.

»Rein zufällig liegt meine Bleibe auf der anderen Seite des East Rivers. Wenn es für die werten Herren kein allzu großes Problem darstellt, würde ich Sie bitten, jetzt kurz anzuhalten und mich danach irgendwo in der Nähe abzusetzen«, sage ich patzig. Schon im nächsten Augenblick tut es mir leid. Schließlich können die beiden nichts dafür, dass wir uns jetzt in dieser Situation befinden. Aber wenigstens war es für Aiden ein erfolgreicher Ausflug. Ich hingegen gehe leer aus.

»Wo genau?«, hakt Aiden nach.

»Queensbridge.«

Die beiden tauschen einen vielsagenden Blick.

Ja, richtig gehört. Queensbridge!

Ich hoffe, sie fühlen sich mies. Wenigstens ein kleines bisschen. Nicht jeder hat das große Glück, über unbegrenzte Mittel zu verfügen und ein sorgloses Leben zu führen. In meinem Viertel müssen wir jeden Tag ums Überleben kämpfen. Das hört sich überspitzt an. Ist aber meine tägliche Realität. Neben der Kriminalität und dem Schimmelproblem in meiner Wohnung muss ich mir ständig Sorgen darum machen, was am nächsten Tag auf meinem Teller landet.

»Was ist mit der Verschnaufpause? Mir ist schlecht«, gebe ich ungeduldig zu bedenken, aber Aiden bringt mich mit seinem mörderischen Blick zum Schweigen.

»Je eher sich unsere Wege trennen, desto besser. Wir bringen dich sofort dorthin. Ohne Umwege«, sagt er streng. Ohne Widerworte erhöht der Fahrer die Geschwindigkeit und stellt die Suche nach einer Stelle zum Halten ein. Frustriert verschränke ich die Arme vor der Brust und atme aus. Ich hasse diesen Arsch.

Wortlos fahren wir weiter in Richtung Queens. Es dauert knapp eine halbe Stunde, ehe wir endlich in mein Viertel einbiegen. Wie gewöhnlich treiben sich um diese Uhrzeit noch Leute herum. Meine Straße liegt ein wenig abgelegen, vom Brennpunkt entfernt. Seit ich hier wohne, hat es erst drei Vorfälle gegeben, und ich fühle mich den Umständen entsprechend recht sicher.

»Ok! Ihr könnt mich da vorne an der Ecke absetzen«, sage ich und deute durch die Scheibe nach draußen. Während ich mich abschnalle und meinen Rucksack schultere, beobachtet Aiden mich von der Seite. Ich tue so, als würde ich es nicht bemerken. Der Wagen hält und der Chauffeur dreht sich in meine Richtung. Es ist das erste Mal in dieser Nacht, dass ich ihn zu Gesicht bekomme.

Er hat ein langes Gesicht mit buschigen grauen Au-

genbrauen, unter denen die freundlichsten blauen Augen hervorschauen, die ich je gesehen habe. Er ist älter, als ich zunächst angenommen habe. Schätzungsweise siebzig, aber in guter Form. Sein Gesicht ist von Lachfalten gezeichnet, was ihn auf Anhieb sympathisch macht.

Für einen kurzen Moment bilde ich mir ein, dass er Aiden einen vorwurfsvollen Blick zuwirft. Obwohl während der Fahrt kaum geredet wurde, bin ich mir sicher, dass die beiden sich nahestehen.

»Also dann«, verabschiede ich mich und steige aus.

Mehr als ein *Auf Wiedersehen* gibt Aiden mir nicht mit auf den Weg. Aber was habe ich erwartet? Vermutlich ist er froh, mich endlich los zu sein, und kann es kaum erwarten, wieder in seine schicke Villa, wo auch immer, zu verschwinden.

Ich seufze. So hatte ich mir das nicht vorgestellt.

Verdammte Scheiße! Ich sollte jetzt mit einem mit Münzen gefüllten Rucksack hier langlaufen und mir gleich neue Wohnungen im Internet anschauen. Aber so ist das Leben leider nicht. Es ist nicht fair. Gerade *ich* sollte das wissen.

Der schwarze Landrover setzt sich in Bewegung und schiebt sich die Straße hinunter. *Von wegen auf Wiedersehen!* Dazu würde es nie kommen. Eine dämliche Floskel. Wie vielen Leuten begegnet man im Leben und gibt ihnen dieses Wort mit auf den Weg, wo man doch eigentlich längst weiß, dass man denjenigen nie wiedersehen wird? Wo liegt der Sinn darin?